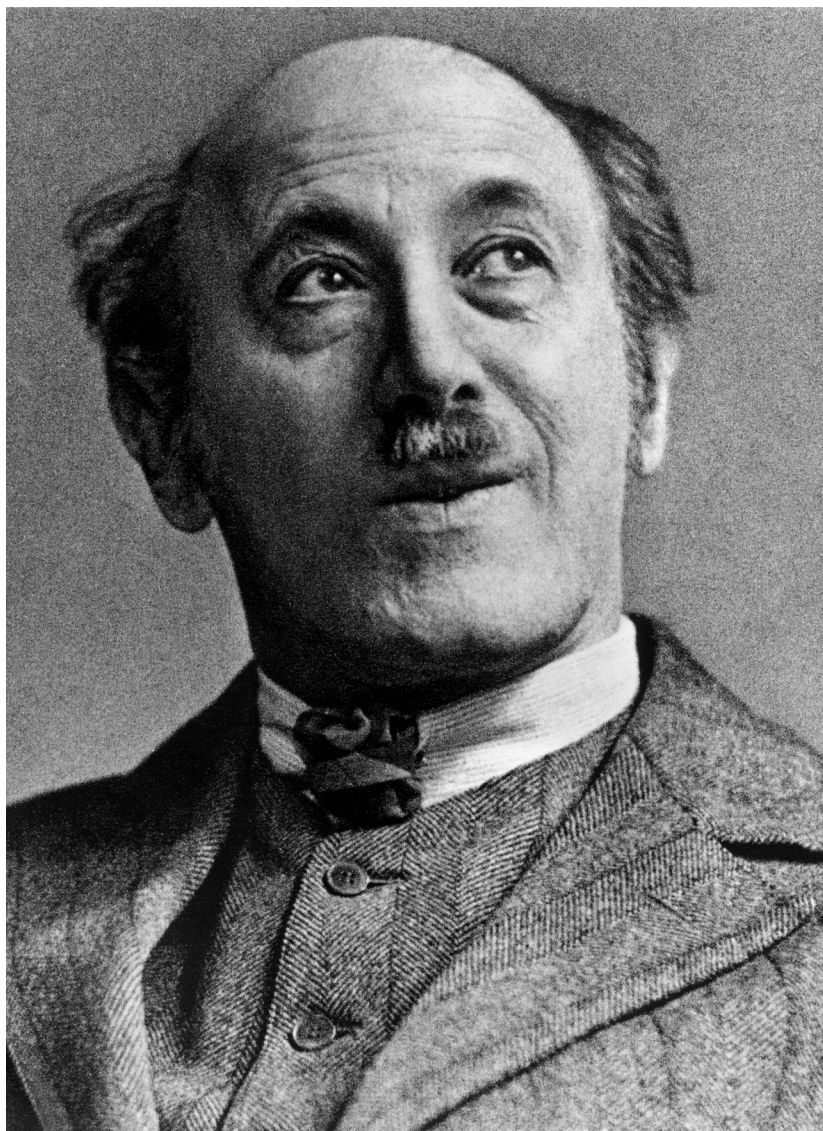


ALFRED
KERR



*Menschen
in
Berlin*

BeBra Verlag



ALFRED KERR

Menschen in Berlin

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Ingrid Feix

BeBra Verlag

INHALT

Ein alter Herr mit Hut und ein höllischer Festgreis	7
Drei Dramatiker, eine schauspielernde Malerin und die kaiserliche Gunst	13
Die falsche Erzherzogin	21
Fremde in der Stadt	27
Der hochdekorierte Maler	30
Der Kainz gab den Faust	34
Der Entdecker der Kathodenstrahlen	38
Die Italiener	41
Ein betagter Sträfling	49
Vertreter des Volkshumors	52
Das populäre Haus der Brüder Wertheim	56
Die Fürstin und der kunstliebende Kanzler	63
Ein französischer Star	67
Berliner Künstler und ihre Revolution	75
Parade einer Wiener Burgschauspielerin	83

Ein Münchner Dichter, aber ein Sohn Berlins	86
Die größte Schauspielerin der Welt	89
Beim Besuch im Reichstag	96
Die Gesellschaft zum Tee	100
Kriegsgefangene	108
Wirtshausbesucher im dritten Kriegsjahr	113
Der Ostpreuße Lovis Corinth	119
Ein Freund aus dem ehemaligen Feindesland	124
Die Wirtschaftslage und Chaplins Publikum	131
Nachwort	137
Über die Herausgeberin	143

EIN ALTER HERR MIT HUT UND EIN HÖLLISCHER FESTGREIS

Der Berliner Westen – diese elegante Kleinstadt, in welcher alle Leute wohnen, die etwas können, etwas sind und etwas haben und sich dreimal so viel einbilden, als sie können, sind und haben – hat in dieser Woche zwei Jubelgreise gefeiert. Ludwig Pietsch und Theodor Fontane. Pietsch ist siebzig, Fontane fünundsiebzig Jahre geworden. Aber es gibt zwischen ihnen mehr Unterschiede als diese fünf Jahre. Der eine ist ein Temperamentsmensch, der andere ist ein nachdenklich-skeptischer Betrachter. Der eine ist ein lauter, aufgeknöpfter Amüseur, der andere ein stiller, zurückgezogener Mann. Der eine betrachtet die Erscheinungen, und es kommt ihm darauf an, äußere Eindrücke zu beschreiben; der andere betrachtet gleichfalls das äußere Leben, aber es kommt ihm darauf an, dabei seelische Zusammenhänge zu schildern. Der eine ist, kurz, ein Journalist, der andere ist ein Dichter. Nun hat der Journalist den Professortitel bekommen; der Dichter durfte nur, versehen mit den Tröstungen des Dr. phil. honoris causa, ins sechsundsiebzigste Lebensjahr schreiten.

Ein alter, großgewachsener Herr ist Theodor Fontane, mit schmalem Seitenbärtchen und grauem Schnurrbart. Ein großes Tuch um den Hals gelegt, das über dem dicken Mantel sitzt, schreitet er die Potsdamer Straße entlang. Er

geht gewöhnlich dicht an den Häusern, weil es ihm keinen Spaß machen würde, von den hundert Bekannten, die dort jeder Bewohner des Westens täglich trifft, angehalten zu werden. Nicht als ob er unfreundlich wäre. Aber es lohnt wahrhaftig nicht, ein paar Banalitäten auszutauschen und sich dafür zu erkälten. Vor dem Erkälten hat er nämlich große Angst, und darum hält er das berühmte graugrüne Tuch stets vorn mit der Hand zusammen. Unter dem Hut blicken die guten klugen und großen grauen Augen in die Ferne, und mit raschen Schritten geht er, etwas nach vorn geneigt, unaufhaltsam seines Weges. Wenn es windig ist, schreitet er rascher, und er hält das Tuch fester und höher, bis über den Mund weg. Die grauen Locken bewegen sich dann leise, die dem alten Herrn über dem Nacken schweben. Es sind keine Künstlerlocken! Er sieht nicht aus wie ein greiser Barde, von dem zu befürchten ist, dass er eine Leier aus der Manteltasche zieht. Er hat etwas Altfränkisch-Militärisches. Er hat das Gesicht eines friedlichen pensionierten Offiziers aus den dreißiger Jahren. Über dem ganzen Mann schwebt im Äußeren, auch in der Kleidung, bis auf Halsbinde und Kragen ein Hauch der guten alten Zeit.

Und das Staunenswerte ist: Diese unmoderne Persönlichkeit hat unglaublich moderne Ansichten. Der älteste unter den deutschen Literaten ist zugleich der entschlossenste Parteigänger der jüngsten. Er wird von ihnen geliebt wie kein Zweiter. Nicht minder von demjenigen Kreis der übrigen literarisch Interessierten, welcher nicht in rohen Bumbum-Effek-

ten und verlogenen Sentimentalitäten den Gipfel der Kunst erblickt, sondern sich zu ehrlicher Lebensabschilderung und feinerer Seelenkunde hingezogen fühlt. Sie alle bestaunen ein Phänomen in dem Manne, der sich, im zarten Alter von sechzig Jahren, entschloss, ein naturalistischer Dichter zu werden; der sich hinsetzte und in »Irrungen und Wirrungen« flugs den besten Berliner Roman schrieb; der heut mit fünfundsiebzig Jahren noch ein wundervolles, lebensstiefes Abendstück von reifer und inniger Kunst zustande bringt.

Der Alte hat ein lebendiges Interesse an allem, was auf literarischem Felde vorgeht. Und was er für bedeutsam und richtig hält, dem spendet er unaufgefordert, in jugendlicher Herzlichkeit, sein Lob. Er braucht einen Menschen nicht zu kennen und tritt ihm plötzlich – ich hab es mit tiefer Freude an mir erfahren – durch einen Brief näher, weil ihm irgend-etwas auffiel und gefallen hat. Und er ist ein Kritiker. Er hat in den langen Jahren, in denen er die zeitgenössische Dramatik, berufsmäßig richtend, verfolgte, unendlich fördernde, herbfrische, knappe Kritiken geschrieben, zugleich knorrig und fein, zugleich scharf schneidend und schmiegsam nachfühlend.

Er schrieb für die Vossische. Und für die Vossische schrieb auch sein Leben lang der andere: Pietsch. Das ist wieder eine ganz andere Nummer! Ein großer, kräftiger, jünglinghafter Greis, mit geröteten Wangen, die Silberhaare künstlerisch drapiert, in den feurigen, grauen Augen ein rheinweinfeuchter Schimmer, die Manieren elegant, sicher, verbindlich, dabei

in allem Tun und Lassen ein leiser Rest von Bohème und Sichgehenlassen, was die ungewöhnliche Liebenswürdigkeit, die von dem Mann ausgeht, wirkungsvoll steigert. Er ist ein Draufgänger, mit seinen siebenzig Jahren, aus allen Gliedern zuckt ihm die *joie de vivre*, er lebt aus dem Vollen, er hat schwerlich die Hoffnung aufgegeben, Frauen noch gefährlich zu werden, er ist bei jedem notablen Festessen, bei jeder Premiere, in jeder Ausstellung, bei jeder Einweihung. Er geht mit dem Kaiser nach England und beschreibt Flottenmanöver, er geht zum Zarenbegräbnis nach Moskau und ist am Abend nach der Rückkehr im Opernhaus, um am nächsten Vormittag ein Champagnerfrühstück mitzumachen, um dann bei Schulte gesehen zu werden, einen Spaziergang durch den Tiergarten zu machen, eine Redaktionskonferenz abzuhalten, rasch einen Artikel zu schreiben, abends Gäste bei sich in der Landgrafenstraße zu empfangen und schließlich mit ihnen ins Café zu gehen. Er ist mit allen einflussreichen Künstlern intim, duzt sich mit Ministerialdirektoren und kommandierenden Generälen, drückt im Vorübergehen einem Kommerzienrat die Hand, küsst einer Schauspielerin den Ellbogen und kneipt mit Eugen Zabel von der »Nationalzeitung«, dem Maler Warthmüller und einer Handvoll Premierlieutenants an dem berühmten runden Tisch bei Hausmann. Bei allen Frauen hat er einen Stein im Brett; denn wenn er sie schon durch seine Persönlichkeit bezaubert, wissen sie doch, dass er ihre Kostüme beschreiben kann ... Ein Subskriptionsball kann ja ohne Pietsch gar nicht abgehalten werden! Er schil-

dert die Lichter, den Glanz, die Pracht, die Farben, die Mull- und Tüllkleider und was sie nicht bedecken, er schildert die Parfums, die Musik, die Rosen und Heliotropen, die Fräcke, die Orden, die Gesichter, er schildert die jungen Mädchen – die Komtessen und die portemonnaie-aristokratischen –, er schildert die schönen Witwen und die glücklichen Gattinnen, die tapferen Krieger und die alten Exzellenzen, er schildert alles – bloß die Gedanken nicht, die seine Objekte im Herzen tragen. Hier macht er halt, und hier liegen auch die Grenzen seines Könnens. Er malt die Oberflächen, und er grämt sich nicht, dass er nicht mehr malen kann. Er ist mit sich zufrieden. Er schafft leicht, er verdient zwar keine Millionen, aber bei seinem Beruf führt er ohne Millionen ein Glanzleben. Er findet die Welt schön und will keinem Nebenmenschen Ursache geben, sie hässlich zu finden. Er verletzt niemanden, auch in seinen Kritiken nicht, höchstens die jüngeren Freilichtmaler bekommen 'mal ein paar Hiebe – er ist der denkbar liebenswürdigste Kollege, auch gegen jugendliche Berufsgenossen von beschämender Kameradschaftlichkeit, seine Intimität mit den Granden steigt ihm nie zu Kopfe, und er scheint seinen versammelten Zeitgenossen in jeder Minute die Parole zuzuzwinkern: »Kindlein, liebet euch!« oder »Freut euch des Lebens« oder »Mensch, ärgere dich nicht« oder »O Gott, wie ist die Welt so schön, wenn man gesunde Glieder hat« ...

Dass dieser alte Jüngling an seinem siebzigsten Geburtstag ungewöhnlich zahlreiche Huldigungen empfangt, ist begreif-

lich. Er verlebte das Jubiläum in etwas eigenartiger Weise. Es fiel auf den 25. Dezember; sein Wiegenfest begann also offiziell am 24. Dezember nachts zwölf Uhr. Da begann er denn auch mit der Feier. Er feierte in einer Tour von Weihnachten durch bis zum Anbruch des 26. Dezember. Er ging nicht schlafen, sondern – empfing. Die ganze Nacht durch waren Gäste da, sie kamen und gingen. Gegen Morgen entfernte sich der Jubeljüngling, nur auf fünfzehn Minuten, um eine kalte Douche zu nehmen. Er wollte dieser Gewohnheit nämlich nicht entsagen, da er ihr seit grade siebzig Jahren treu geblieben war. Die Gäste kamen und gingen. Er drückte unzählige Hände, ließ sich umarmen, teilte Küsse aus, tat gerührt, machte Honneurs, nahm ungezählte Telegramme und einen Professortitel entgegen, rauchte, trank Wein, stieß an und war glücklich. Man konnte kaum zur Tür hinein, so dicht gedrängt standen, saßen, schoben und pufften die Gratulanten; jeder, der zehn Minuten in dem von Kuchendüsten, Büfettdüften und Blumengerüchen angenehm geschwängerten Raum sich aufgehalten hatte, wurde abgespannt, nur einer nicht: der höllische Festgreis. Am 27. Dezember sah ich ihn bereits im Deutschen Theater, nachher waren wir bei Ronacher zusammen. Nachts um eins wandelte er behaglich nach Hause.

Breslauer Zeitung, 1.1.1895

DREI DRAMATIKER, EINE SCHAUSPIELERINDE MALERIN UND DIE KAISERLICHE GUNST

Herr Kammergerichtsrat Wichert ist ein freundlicher Mensch, etwas am Ausgang der Fünfzig. Ein mittelgroßer hagerer Mann mit einem primitiv gehaltenen grauen Vollbart, der sich in zwei Zipfel teilt. Ewig im offenen schwarzen Rock, ewig den Kneifer mit der schwarzen Schnur auf der Nase, ein Bild sehr verständiger, etwas nüchterner Bürgerlichkeit und vernünftigen grauen Beamtentums. Er redet nicht in Paradoxen: er zieht bewährte Wendungen vor. Er verwirrt nicht durch allzu individuelle Äußerungen: Er geht auf das Große, auf das Ganze, auf das Allgemeine; der Vorwurf, dass der Inhalt seiner Äußerungen noch nicht dagewesen sei, wird ihn kaum treffen. Einen leisen wohltuenden Humor verleiht es ihm, dass er dennoch seine Äußerungen mit einem gewissen Brustton sagt, mit einer freundlichen Unentwegtheit, wie sie den Verkündern eigen ist. Herr Kammergerichtsrat Wichert ist durch seinen Titel eine nie versagende Kraft für journalistische Repräsentation: auf Schriftstellerkongressen, im Verein Berliner Presse, bei Deputationen und so weiter. In zweiter Reihe kommt seine andere Eigentümlichkeit: Er ist ein deutscher Dichter. Er schreibt Romane, er schreibt Stücke; er schreibt lustige Stücke, er schreibt traurige Stücke, er

schreibt lange und kurze Stücke, er schreibt historische und bürgerliche Stücke, er schreibt gute und schlechte Stücke. An die letzte Art hat er sich am konsequentesten gehalten.

»Marienburg« ist sein neuestes, und es gehört wieder zu der letzten Art. Die Gattin eines Thorner Ratsherrn namens Tilemann vom Wege lernte einst den Hochmeister des Deutschen Ordens kennen; so gut, dass sie einige Zeit darauf einem Mägdlein das Leben schenkte. Der Gatte war von diesem Vorfall unangenehm berührt und setzte sie in der Wildnis aus. Aber Frau Tilemann wurde gerettet und lebte fürder als einfache Waldfrau in einem dichten Forst mit ebendieser Tochter Ursula, die bald zu einer blühenden Jungfrau heranreifte. Herr Tilemann besaß einen Sohn, Jost, der zu einem nicht minder blühenden Jüngling heranreifte. Wie das der Zufall nun so fügt, verliebte sich Jost unter den mehreren Millionen Mädchen, in die er sich hätte verlieben können, in keine andere als gerade in jenes Mädchen, das in einem dichten Forst lebte und in das er sich am wenigsten von allen hätte verlieben dürfen. Er liebte sie mit namenloser Leidenschaft, und als er erfuhr, dass sie seine Schwester sei, besann er sich daher rasch auf eine gewisse Magdalena, die im Bürgermeisterhause zu Marienburg in Züchten vegetierte, und näherte sich jetzt dieser mit inniger Aufrichtigkeit. Zugleich liebte glücklicherweise der Bruder dieses Marienburger Mädchens – die Sache ist etwas verzwickt – die Schwester dessen, der nun seine Schwester liebte. Zugleich beging der Bürgermeister einen Meineid. Zugleich feierte

die verstoßene Waldfrau ein Wiedersehen mit ihrem alten Tilemann. Zugleich feierte ebendieselbe ein Wiedersehen mit ihrem alten Verführer. Zugleich wurde der Hochmeister von der Marienburg verjagt. Zugleich lernte ebenderselbe seine uneheliche Tochter kennen. Zugleich wurde eine Verschwörung zur Wiedereroberung der Marienburg ins Werk gesetzt. Zugleich wurde ein Toast auf die Hohenzollern ausgebracht, welche dereinst – u. s. w. Kurz, es ist ein sinniges Stück.

Als dieses Drama – halb dramatisierter [Volks- und Jugendschriftsteller Gustav] Nieritz halb dramatisierter [Butzenscheibendichter] Julius Wolff, ein bisschen Kolportage, ein bisschen [Historiendramatiker] Wildenbruch, und alles umwittert vom poesieverlassensten Philistertum –, als das im Berliner Theater gespielt wurde, sah alles nach der linken Proszeniumsloge, ob der Kaiser anwesend sei. Denn der Kaiser hat den Verfasser einmal ausgezeichnet: wegen des Schauspiels »Aus eigenem Recht«; das ist also gewiss ein gutes Stück, ich kenne es nicht. Und dem ganzen Abend gab dies die Signatur: das einzige Interesse, ob der Kaiser da sei, ob nicht, ob er kommen würde, ob nicht. Das scheint merkwürdig. Aber in Wirklichkeit liegen die Dinge in Deutschland jetzt so, dass das ganze Schicksal eines Kunstwerks und eines Künstlers wesentlich beeinflusst werden kann von dem Maß der Teilnahme, das ihm der Kaiser bekundet. Deshalb wohl die Neugierde. Das haben verschiedene Dramatiker erfahren, und in dieser Saison bekanntlich zwei: Herr [Carl] Niemann und Herr [Richard] Skowronnek. Herr Niemann

schrieb sein Dessauer Stück, das recht nett und kurzweilig ist; Herr Skowronnek schrieb das Lustspiel »Halali«, über das ich mich des Urteils enthalten will. Beide hätten nicht so glatte Triumphzüge über die deutschen Bühnen erlebt, wenn nicht die kaiserliche Empfehlung ihnen den Weg gebahnt hätte. »Es ist ein Stück, das man durch drei Bohlen hindurch loben muss«, sagte ja der Monarch zu Herrn Niemann; und auch Herr Skowronnek hörte recht freundliche Worte. Seitdem sind die beiden plötzlich obenauf. Die Berliner Direktoren und die Theateragenten – die leidigen Organisatoren des Erfolgs, reißen sich um sie. Vorher konnten beide mit ihren Musenkindern hausieren gehen. Da diese beiden Herren, die Genossen des Dichters Wichert, wahrscheinlich auf dem literarischen Markt noch eine Zeitlang eine Rolle spielen werden, zeichne ich sie gleichfalls nach. Persönlich sind beide sehr nett. Skowronnek ist ein alter Corpsstudent mit zerhaunem Gesicht, und durch sein ganzes, offenes Wesen leuchtet ein gemütlicher Bierhumor, halb ein Rest studentischer Tage, halb ein Ergebnis seiner ostpreußischen Abstammung. Der großgewachsene Mann, der nicht viel über dreißig zählt, ist der beste und renommierteste Witzeerzähler der Berliner Schriftstellerwelt, und wenn er nach einem Souper der vornehmen »literarischen Gesellschaft« im Palasthotel loslegt, hocken alle um ihn herum – auch [Friedrich] Spielhagen und [Karl Emil] Franzos, [Hermann] Sudermann und Max Halbe, der Kammergerichtsrat Wichert und der General von Dincklage –, und sie horchen und schreien vor Lachen. Niemann

ist stiller. Er ist kein Witzerzähler, er ist ein Humorist. Ein schwächlicher, blasser, recht lebendiger Herr, dem man seine vierzig Jahre nicht ansieht. Er ist in seiner leise-humoristischen, herzlichen Art ein unendlich fesselnder Mensch; und wenn er mit seinem dessauischen Accent gewisse Bemerkungen macht, halb gutmütig, halb karikierend, spürt man einen Humor von dieser Persönlichkeit ausgehen, der viel hinreißender und überwältigender ist als das bisschen, das er in seinem Stück zum Besten gab. Skowronnek hat ein hübsches, frisches, knochiges Gesicht, das er zeitweise durch ein Monocle verschönt; Niemanns geistvolles Antlitz ist ein klein wenig abgelebt. So sehen zwei künftige deutsche Dioskuren aus.

Wenn Herr Wichert der Dritte im Bunde ist, ist Frau Vilma Parlghi die Vierte. Wie der poetische Kammergerichtsrat ist auch sie jetzt wieder – das wievielte Mal? – in aller Munde. Natürlich wegen der ausgestellten hundertundvier Bilder, welche der Kaiser besichtigt hat. Ich habe die Bilder nicht gesehen und könnte sie daher rezensieren; aber mich interessiert wieder vorwiegend die Persönlichkeit. Man trifft sie oft genug da, wo die westliche Gesellschaft verkehrt. Eine gut gebaute, ziemlich auffallende Erscheinung, mit einem Stich ins Hoheitsvolle in der Haltung, mit regelmäßigen, etwas kalten Zügen; die ganze Person etwas angedunkelt. Mit unleugbar fürstlichem Anstrich rauscht sie durch Theaterfoyers und Gesellschaftsräume, und ihre Toiletten zeigen jenen spezifischen Geschmack, den man im westlichen Berlin an

Künstlerfrauen oft trifft: ein Gemisch von raffinierter Einfachheit und dreister Originalität. Im Ganzen, das muss ihr der Neid lassen, ist sie eine ungewöhnlich gewandte Frau, ein entwicklungsfähiges Geschöpf, das wahrhaftig mehr Künste versteht als bloß malen. Sie hat es ja gezeigt! Sie ist in Mußestunden eine tüchtige Privatschauspielerin, die auf einer kleinen Hausbühne gelegentlich ihre Freunde entzückt. Und von der Diplomatie hat sie offenbar nicht nur die Anfangsgründe weg. Dass sie ihre Bilder zum Besten der protestantischen Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ausstellt, ist wieder ein interessanter Zug, und es ist anzunehmen, dass er nicht unbelohnt bleiben wird. Sie selbst ist freilich Katholikin. Vor einiger Zeit gab sie den israelitischen Glauben ihrer Väter, in dem sie großgezogen wurde, auf und verleibte sich der römischen Kirche ein. Die Eltern waren einfache, wackere Leute aus Ungarn. Auch den Namen Parlaghi führt sie, wie der Kammergerichtsrat Wichert sagen würde, aus eigenem Recht, aus euphonischen Rücksichten. Der Energie und der taktischen Klugheit der Frau wird man jedenfalls eine gewisse Bewunderung nicht versagen können.

Da das kaiserliche Kunstinteresse über die Parlaghi und Skowronnek hinausgeht und ziemlich umfassend ist – in der Musik beispielsweise umfasst es zugleich Richard Wagner und Viktor Neßler –, so wäre es interessant zu sehen, welchen Eindruck eine Aufführung der »Weber« etwa auf den Kaiser machte. Leider ist daran gegenwärtig nicht zu denken, weil das Deutsche Theater gerade um dieses Stücks willen

von Hofkreisen boykottiert wird. Das wurde bisher immer abgeleugnet, doch in diesen Tagen hat mir ein befreundeter Professor, der mit dem Kulturminister zusammenkommt, von der wachsenden Entrüstung erzählt, die in den leitenden Kreisen diesem Theater umso stärker entgegengebracht wird, je öfter Hauptmanns Drama vor vollen Häusern gespielt wird. Die Fünzig hat es nun schon längst hinter sich, und noch sind die Ränge schon drei Tage vor jeder Nachmittagsvorstellung ausverkauft. Es muss doch also wohl eine Art Nachfrage nach solchem sozialen Kunstgenuß bestehen. Es muss Leute geben, die ein sogar noch stärkeres Interesse als für marienburgische Hochmeister und prophetisch-dynastische Toaste für einige bewegende Probleme ihrer Zeit haben. Seltsam!

Aber ich, der ich mir die »Weber« jetzt wieder angesehen und wieder einen beklemmend tiefen Eindruck empfangen habe, ich mache mir fast Vorwürfe. Ich habe mich erschüttern lassen, das tun wir alle – und was nachher? Wir essen Schweinernes oder auch »a Hiehndel«. Ich wenigstens. Ich persönlich bin noch ein besonderer Sünder. Ach Gott, ich empfangе Briefe mit dem Poststempel Berlin W. auf kaffeebraunem Papier mit weißer Tinte geschrieben. Ich kann nichts dafür, aber es ist die Mode dieses Winters: kaffeebraunes Papier und weiße Tinte! Es war ja längst ein schreiendes Bedürfnis. Des Ferneren: Ich gehe in Gesellschaften, und das sind ja die Börsen, wo sich die jungen Mädchen verheiraten. Ich gehe sogar mittags um halb drei an die Rousseau-Insel aufs Eis und treibe den Flirt in der Art, wie ihn Herr Marcel

Prévost schildert. Herr, wir sind Sünder allzumal. Der innere Konflikt eines Menschen, der halb sozial ist und halb lebenslustig, ist ein Vorwurf für eine Tragödie. Vielleicht schreibt die Herr Kammergerichtsrat Wichert.

Breslauer Zeitung, 3.2.1895

DIE FALSCHER ERZHERZOGIN

Anna Dubberstein, die große Gaunerin, ist für Berlin ein interessanter Mythos und ein Gesprächsmittelpunkt.

Wir Literaturmenschen und leidenschaftlichen Beobachter – die wir eine halb-perverse Menschengattung sind – können es nicht lassen, im Leben an den Ereignissen vor allem die künstlerische Seite abzuschätzen. Wir bringen gewiss einige Entrüstung für verbrecherische Handlungen auf; wir sind inneren Anteils für geschädigte Menschen nicht bar. Aber gleich regt sich uns neben der ethischen Seele die ästhetische Seele, und wir empfinden eine gewisse Genugtuung über den »schönen Fall«.

Die Taten des Fräulein Dubberstein, der falschen Erzherzogin, sind unter starkem Aufsehen vor Gericht erörtert worden. Es gibt auch in diesem Fall Geschädigte: Aber wenn wir scharf kontrollieren, was bei der Betrachtung der erörterten Dinge in der Tiefe unserer schönen Seele vorgeherrscht hat, müssen wir feststellen, dass es, physiologisch gesprochen, »Lustgefühle« waren. Sie wurden erzeugt durch die lebensvollen, bunten Bilder, die hinter den Fakten dieses Prozesses lockend hervorstecken: blendende Ausschnitte aus der bewegten Fülle eines Weltstadtdaseins. Zum zweiten erwachte ein Lustgefühl in mir (ich will es nur gestehen) durch die Betrachtung der Heldin. Sie ist ganz gewiss eine Verbreche-

rin; denn sie hat eine Anzahl von Männern um ungeheure Summen beschwindelt. Aber daneben ist sie ein, sozusagen, tolles Frauenzimmer. Ein Phänomen durch ihre grenzenlose Unverschämtheit; aber zugleich ein Phänomen durch den persönlichen Zauber, der bestrickend von ihr ausgegangen zu sein scheint. Es ist nicht anders denkbar: sie muss einen eigentümlichen persönlichen Reiz besessen haben – etwas Indefinibles, Unwägbares, das ihr den individuellen Zug gab und ihr die Herzen zufliegen ließ. Es war keineswegs der schwindelhafte Titel allein, der ihre Opfer lockte, wenn er auch stark mitgewirkt hat. Sie wusste ihre Fürstenwürde mit der Würde einer Fürstin zu tragen, und selbst ein weltkundiger Offizier zweifelte keinen Augenblick, die wahre Erzherzogin vor sich zu haben: Aber alle fühlen sich daneben durch das Weib in ihr hingerissen. Ein Lieutenant nimmt sie tragisch und fasst eine tiefe, innige Neigung zu ihr, ein süddeutscher Referendar verehrt sie um der Hoheit willen, die in religiösen Gesprächen von ihr ausgeht; ein dritter opfert ihr sein ganzes Eigentum, *obgleich* er weiß, dass sie keine Erbin, sondern eine Dubberstein ist. Hunderteinundsechzigtausend Mark sind es im Ganzen, die ihr der eine zu Füßen legt, der andere reist mit ihr, der dritte macht ihr Geschenke, die nach Tausenden beziffert werden, der vierte – dieser Zug hat hier am humorhaftesten berührt – lässt ihr Malunterricht geben. Sie wohnt in der entzückend am Wasser gelegenen Corneliusstraße, in jenem feinsten Viertel, wo die Villen der Hochfinanz und des reichsten Militär- und Hochadels

durcheinander in stillen Vorgärten träumen [...], sie weiß im Gothaischen Almanach Bescheid wie der Pastor in der Bibel, sie fährt in einem königlich geschmückten Wagen zum Blumenkorso und zeigt ihrem Ritter kühl lächelnd ein Zeitungsblatt, in dem sie schon beginnt als Gaunerin betrachtet zu werden: Die Person hat etwas Geniales.

Man muss die Gestalt rekonstruieren, denn sie selbst ist verduftet. Aber man gewinnt ein Bild von ihr. Und dieses Bild zeigt so viele typische Züge, neben allem Individuellen, dass aus seinem Grunde ein Stück modernster Sozialpsychologie herausleuchtet.

Berlin ist der Ort, wo man noch Karriere machen kann. Es bleibt eine Parvenustadt, bei der sich bei dem steten Zuzug eine feste, alteingesessene Gesellschaft noch kaum gebildet hat und wo darum selbst sozial höhere Schichten vor Abenteurern und Hochstaplerexistenzen wenig sicher sind. Was sind hier für Elemente versammelt! Wer sie entwirren könnte – die Schwarzen von den Weißen trennen, die Gauner von den Ehrlichen. An einem einzigen Abend in einem einzigen »populären« Lokal festzustellen, womit sich die eleganten Anwesenden ernähren – es müsste ein Genuss sein; die überraschendsten Dinge kämen zutage. Hier konnte Fräulein Dubberstein Karriere machen ... Begonnen hatte sie sie freilich schon in Stettin. Sie war im Geschäft des Herrn Löwenthal. Sie verkaufte Damenmäntel. Es war ihre erste Etappe. Eben, um auf diese Anfangsstufe zu kommen, bedurfte sie schon einiger Gaben. Denn sie stammte,

ach, von einer ganz kleinen Arbeiterfrau ab, welche dazu den Fehler begangen hatte, sie in die Welt zu setzen, ehe sie sich eines Gatten erfreute. Also aus den denkbar misslichsten Verhältnissen steigt sie in die Konfektion. Und schon damals fiel es, nach der Aussage eines maßgeblichen Zeugen, auf, dass sie »viel Chic« besaß. Sie hatte das beste Mittel des Emporkommens: feine Sinne. Man denkt an Strindberg, welcher den männlichen Typus dieser Gattung gezeichnet hat: den denkwürdigen Diener Jean, den Wahlbräutigam der Gräfin Julia. Jean ist ein »werdender Herr«; er stammt aus der Tiefe, aber er steigt, und aus demselben Grunde: weil er »fein entwickelte Sinne hatte und Schönheitsgefühl«; auch er eignet sich auf Grund dieser Fähigkeiten rasch »die Geheimnisse der guten Gesellschaft« an, und der Krämersohn wird als rumänischer Graf enden; das ist immerhin so viel wie eine falsche Erzherzogin Este.

Bei dem viel besprochenen Fräulein Dubberstein mögen die fein entwickelten Sinne von der Geburt her stammen: Man weiß ja nicht, wer ihr Vater war. In ihrem Beruf aber liegt ein zweites Moment, das zur psychologischen Erklärung der merkwürdigen Gestalt dient. Er steht allem, was Grazie und äußeren Chic des Lebens bedeutet, unleugbar nahe. Die Erzherzogin konnte gerade in der Konfektion Studien machen! Fontane lässt einmal eine Franziska Franz, die als Gräfin Petöfy endet, zu ihrer Vertrauten sagen: »Im Allgemeinen, darin hast du ja recht, gehört zu einem Grafen eine Gräfin; wer wollte das bestreiten? Aber wenn es keine Gräfin

sein kann, so kommt nach der Gräfin gleich die Schauspielerin, weil sie, dir darf ich das sagen, der Gräfin am nächsten steht. *Denn worauf kommt es in der Oberschicht an?* Doch immer nur darauf, dass man eine Schleppe tragen und einen Handschuh aus- und anziehen kann. Und sieh, das gerade lernen wir aus dem Grunde. So vieles im Leben ist ohnehin nur Komödienspiel, und wer dies Spiel mit all seinen großen und kleinen Künsten schon von Metier wegen kennt, hat einen Pas vor den anderen voraus und überträgt es leicht von der Bühne her ins Leben.« Nach der Gräfin, meint sie, kommt gleich die Schauspielerin. Aber nach der Schauspielerin kommt gleich die Konfektionsdame, wenigstens in Berlin. Auch sie kennt das Spiel, auf das es in der Oberschicht ankommt, mit seinen großen und kleinen Künsten zum größten Teil von Metier wegen. Und welche Rollen in Berlin gerade Vertreterinnen dieses freundlichen Berufs spielen, zeigte vor zwei Jahren die im Westen noch unvergessene Helene Goldstein. Diese Berühmtheit, die schließlich in den Prozess eines diebischen Bankiers verwickelt wurde, hatte gleichfalls die Manieren einer Fürstin. Von Hause aus war sie gleichfalls blutarm, sonst wäre sie auch kaum ins Geschäft gegangen – und siehe, noch ehe sie den erfindungsreichen Hugo Löwy kennenlernte, besaß sie, wie gerichtlich festgestellt, allein eine Einrichtung im Werte von zwanzigtausend Mark! Diese und andere Summen hatte sie wahrscheinlich von ihrem Gehalt erspart. Solche Pflanzen kommen hier zu Hunderten vor. Bühne und Konfektion ist die »schwarze

Erde« auf der sie gedeihen, und hier ist auch die berühmteste der Schwestern gewachsen, die »Prinzessin Dubberstein«.

Was die Psychologen Lustgefühle nennen, weckt dieser Prozess. Denn auch die Gefoppten sind schließlich nicht sonderlich zu bedauern. Das Quentchen Strebertum, das ihnen bei ihrem Unglück anklebt, reicht aus, um sie mit dem Heiligenschein der Lächerlichkeit zu schmücken. Vous l'avez voulu, vous l'avez voulu, vous l'avez voulu. [Du wolltest es.] Nur dass die Herren, die ihre Kraft und Zeit in so zweifelhaften Aventiuren verausgaben, grade die Stützen unseres Staates sind. Offiziere, juristische Beamte und Studenten, denen nach unverbürgten Weisheitssprüchen immer die Zukunft gehört – das könnte nachdenkliche Menschen nachdenklicher stimmen. Und während hier ein Skandal um falschen Adels willen den Betrachter ergötzt, produziert der waschechte Adel gleichfalls amüsante Skandälchen, und die Zeitungen teilen mit, dass endlich, nach Duell und Kriegsgericht, Herr Leberecht Kotze [...] und Herr von Schrader vor den Schöffen erscheinen werden. Die beiden Zeremonienmeister werden sich der ganz gemeinen bürgerlichen Justiz fügen. In welchen Zeitläuften leben wir, o meine Freunde!

Breslauer Zeitung, 23.6.1895

FREMDE IN DER STADT

Die Fremden, die gegenwärtig in Berlin sind, fahren noch immer vom Nollendorfplatz mit der Dampfstraßenbahn zu der neuen Kirche, um sie zu besichtigen. Ihre Zahl ist jetzt enorm: Berlin gehört den Fremden, nicht ganz Berlin, aber doch die Friedrichstadt. Dort kommen sie meistens an, dort wohnen sie, dort finden sie die Hauptrestaurants, die Hauptvergnügungstempel – und wenn sie die Friedrichstraße, die Linden und die Leipziger Straße ein halbes Dutzend Mal auf und ab gewandelt sind, bilden sie sich ein, Berlin zu kennen. Natürlich liegt Berlin ganz woanders als in diesem Hotel- und Tingeltangel-Stadtteil. Ich selbst musste den Fremdenführer machen, für einen lebemännischen, vollblütigen und etwas renommistischen Slawen, der zum zehnten oder zwölften Mal hier war und – wie das Gros der Kultur-Menschheit augenblicklich – aus Ostende kam. Wir waren abends in dem Zoologischen Garten [...], wir waren im Bilderpark am Lehrter Bahnhof, wo er sich an Boldinis unheiliger Familie, dem modernen und angezechten Straßenkleeblatt, ergötzte, wie sich bereits die eine Million und siebenhunderttausend Einwohner zählende Bürgerschaft Berlins daran ergötzt hat, wir waren fünfmal im Café Bauer, wo gegenwärtig nur Polnisch und Amerikanisch gesprochen wird, wir waren in den »Webern«, wir speisten nachts im English buffet in der Pas-

sage, von wo aus er gelegentlich beim zweiten Glase Ale ein Gratisschauspiel hatte: Ein Fräulein, das unten in der Passage lustwandelte, bekam von einem Jüngling Hiebe, ein Taschendieb wurde verhaftet, da man ihn beim Arbeiten betraf, zwei Araber, ein alter und ein junger, gingen im weißen Wüsten-
gewand spazieren und riefen zuweilen Salem aleikum oder etwas Ähnliches, und einem jungen Börsenherrn wurde der Zylinder eingeschlagen. Mein Slawe war seelenvergnügt, als er sich so mitten in der dicksten Weltkultur drinfühlte, beklagte sich über den Stumpfsinn des Daseins in Warschau, wo so etwas nie vorkäme, und bestellte sich das dritte Glas Ale, aber diesmal mit etwas Stout [obergärriges Bier] drin. Als wir dann die Königgrätzer Straße entlangschritten, nach meiner westlichen Heimat zu, fing er an zu weinen, weil er das Goethe-Denkmal sah. »Bei uns«, sagte er, »darf man das Wort Mickiewicz nicht einmal erwähnen; die russische Zensur errlaubt nicht; von Denkmal keine Rrede, aber dem Paskjewitsch Eriwanski, der Warschau erobert hat, haben sie Denkmal gesetzt, *das* können wir sehen.« Nachdem er dies gesprochen, gingen wir fröhlich zu Josty am Potsdamer Platz; und er stieß mich an den Ellbogen, während er ein allein sitzendes, Eis essendes Geschöpf mit kleinem stumpfem Näschen innig betrachtete. Er lächelte und war selig.

Die zahlreichen Fremden, die jetzt hier sind, sollen Berlin zuweilen für eine italienische Stadt halten. Es wird wirklich langsam maccaronisiert, und wo man hinblickt, sieht man grüne Röcke, rote Kopfdeckeltücher und Tambourins. Nicht

nur in der italienischen Ausstellung, wo ein halbes Hundert namenlos gelangweilter Sänger und Sängerinnen aus Neapel und den benachbarten Dörfern sich mit Kantilenen und Rezitativ-Tremoli noch immer abrackert. In allen Stadtteilen, in den verschiedensten Restaurants, selbst in Stadtbahnwagons trifft man die wohlbekannten Gestalten, die zu keinem andern Zwecke hier sind, als um funiculi, funicula zu singen, das Margherita-Lied zu grölen und »bell'e l'amore, l'amore si va« pointiert zu flöten. Sie sind bei der Bevölkerung unendlich beliebt, weil ihre jauchzende Lebendigkeit und ihre strahlende Grazie auch die schwerfälligsten Bären hinreißt, die bei einem Glase Weißbier über das Universum und den Magistrat nachdenken; und die Lieder, die sie zum Besten geben, sind Volkslieder geworden. »Sie gehen durch Mark und Bein«, sagen die älteren Berliner, »sie sind zu schön, ich mag sie nicht hören.«

Berlin ist jetzt die Stadt der Fremden, der durchziehenden und der dauerhaften [...]

Breslauer Zeitung 8.9.1895

DER HOCHDEKORIERTE MALER

Indessen schickt sich dieser Westen an, einen großen Künstler zu ehren: den achtzigjährigen Adolph Menzel. Menzel, der Schlesier, mag durch seinen langen Aufenthalt in Berlin ein Norddeutscher geworden sein. Immerhin ist er auch der illustrative Apologet des Mannes geworden, der Schlesien für Norddeutschland gewonnen hat. In der Adoptivheimat Berlin ist Menzels Gestalt, rein äußerlich betrachtet, eine allerbekannteste. Schwer zu erklären ist das nicht. Diese Gestalt, zu der jeder lebende Maler emporsieht, ist so klein, dass jeder normal gewachsene Mensch zu ihr hinabsieht. Menzel hat die Erscheinung eines Gnomen. Er scheint vorübergehend aus irgendeiner Bergspalte gekrochen zu sein. Sein Blick ist aber nicht heinzelmännisch. Er blickt streng; oder zum mindesten sehr fest; manchmal humoristisch. Der Kopf mit dem gewölbten und kahlen Oberbau und dem weißen Halsbart ist meist leise gesenkt, aber die bebrillten Augen emporgeschlagen wie die Augen jemandes, der etwas scharf prüfend abmisst. Eine fast grotesk dozierende Haltung nimmt der kleine Mensch oft ein, der, alles in allem, gedrunken respektgebietend wirkt.

Er ist ein großer Musikfreund. Ich sah ihn zum ersten Mal, als vor sechs oder sieben Jahren die greise Clara Schumann in der Philharmonie Kompositionen von Robert Schu-